

Die Flucht liegt hinter ihnen, jetzt wird alles leichter, haben sie gedacht. Doch für viele Frauen beginnt mit dem Leben in Flüchtlingsunterkünften ein neuer Leidensweg. Sie erfahren sexuelle Gewalt. Eine Langzeitrecherche zu einem verdrängten Problem

VON PASCALE MÜLLER,
YASMIN POLAT
UND DARIA SUKHARCHUK

Wenn Sally Abzweigt Angst hat, kann kann sie sich nicht wehren. Wenn Sally traurig ist, dann kann sie sich nicht bewegen, nichts sagen. Das wissen die Männer um sie herum. Sie in den Uniformen der Sicherheitsfirma und die in den Betten nebenan. Die Männer kommen dann und tun so, als ob sie ihr helfen wollten. Unarmen sie. Fassen sie an. Aber das ist keine Hilfe, das ist etwas anderes.

Sally denkt: Woher wird mich beschützen. Aber auf dem Weg sagt er: „Sie dem Laster, das da zu mir zieht.“

Dann: „Kann ich deine Nummer haben?“

Dann: „Ist dir die Nummer wichtig?“

Er zieht ihre Hand zum Mund und küsst sie. Zurück in Heim fragt er immer wieder nach ihrer Nummer, wochenlang stellt er ihr nach.

Sallys Schicksal ist kein Einzelfall, auch wenn selbst Berliner Behörden immer wieder behauptet wird, dass sexualisierte und häusliche Gewalt gegen geflüchtete Frauen kein großes Problem sei. In den letzten anderthalb Jahren ging es vor allem darum, den vielen Flüchtlingen, die in Berlin und Deutschland zufällig nachsehen, ein Dach über dem Kopf zu organisieren. Dabei dachte kaum jemand an die Gefahren, die geflüchteten Frauen auch in Deutschland drohen. Erst langsam wird klar, wie schwerwiegend sich die Situation in den Unterkünften auf ihre Sicherheit auswirkt.

In den letzten sechs Monaten haben wir mit einem Dutzend Frauen wie Sally gesprochen. Die vor Angst, nachts alleine auf der Toilette gehen zu müssen, so lange einhalten, bis sie Blasenmerkmale bekommen. Deren Männer auf der Flucht gewalttätig geworden sind. Die von anderen Bewohnern umgarrt berührt, von Sicherheitskräften bedrängt werden. Dessen ein Helmträger versucht, ihr Kopfhörer herunterzureißen. Die gegen ihren Willen geküsst und betastet werden, vor allem, wenn sie alleinsteht sind.

Sexualisierte und häusliche Gewalt, auch Belästigung, betrifft alle Frauen, aber geflüchtete Frauen besonders, weil Not- und Gemeinschaftsunterkünfte kein sicherer Ort für Frauen und Mädchen sein können. 40.015 Frauen haben seit 2015 in Deutschland erstmals einen Asylantrag gestellt, deutlich weniger als männliche Antragsteller. Und im Gegensatz zu Männern sind diese Frauen nicht nur von Heimleuten, Mitarbeitern und ehrenamtlich in Hilfeleistung, sondern

auch von ihrem Partner, der häufig den Asylantrag stellt. In Berliner Not- und Gemeinschaftsunterkünften leben laut Landesamt für Flüchtlingsangelegenheiten (LAF) derzeit 31.032 Geflüchtete (Stand März 2017). Wie viele davon Frauen sind, wird nicht erfasst.

Diese Frauen sind besonders gefährdet und gelangen schlechter an Hilfe, wenn ihnen bereits et was passiert ist. Weil sie aufgrund von fehlenden Deutschkenntnissen kaum Zugang zu Beratungsstellen oder Frauenhäusern haben. Weil sie oftmals ihre Rechte nicht kennen. Aber vor allem, weil sie an einem Ort leben, an dem Türen nicht abschließbar sind, wo Bettkanten Zimmerwände ersetzen und Sicherheitsmitarbeiter sich überall Zutritt verschaffen können.

Aus einer schriftlichen Umfrage, die wir an ehrenamtliche Helfer und Mitarbeiter verschickt haben, geht hervor, dass das Thema Gewalt gegen Frauen viele von ihnen beschäftigt. Obwohl die Angaben keine statistische Aussagekraft haben, werden typische Probleme sichtbar. So schreibt etwa eine ehrenamtliche Helferin von Tempelhof Welcome: „Ein Mann ist nachts in das Zimmer einer Frau eingedrungen und wollte Sex. Die Frau konnte ihn abwehren.“ Der Täter wurde der Unterkunft verwiesen, doch an den Zuständen dort habe sich wenig geändert. Die Frau leide seitdem in ständiger Angst.

Angesprochen auf Gewaltvorfälle in Berliner Flüchtlingsunterkünften sieht Susa Langenbach, Pressesprecher des LAF, kein Problem. Auf Nachfrage antwortet er: „Nach meinem Kenntnisstand sind zahlreichen Gesprächen mit Betreibern kann ich Ihnen versichern, dass eine auffällige Häufung in Not- oder Gemeinschaftsunterkünften nirgendwo berichtet wird.“ Wenn es Konflikte gebe, so Langenbach, dann in der Regel zwischen jungen Männern.

In den Statistiken der Berliner Polizei tauchen kaum Fälle auf. So gab es laut Polizei im ersten Quartal 2016 nur vier „Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung“ von Frauen in Flüchtlingsunterkünften. Nach der Kölner Silbersteinach befragte die Polizei auch „Belästigung auf sexuellen Grundlagen“ als Delikt in die Statistik aufzunehmen. Auch hier sind die gemeldeten Fälle, in denen Frauen in Geflüchtetenunterkünften die Geschädigten sind, verschwindend gering. Lediglich zwei Fälle wurden im dritten Quartal 2016 gemeldet.

Doch um in dieser Statistik überhaupt aufzutreten, muss eine Frau ihre Unterkunft alleine verlassen, einen Dolmetscher und vor allem den Mut für eine Aussage finden. Bei den meisten stellt das eine so große Hürde dar, dass Frauenberatungstellen bei sexualisierter Gewalt von hohen Dunkelheitsraten ausgehen. Für geflüchtete Frauen ist es daher umso wichtiger, dass die Hilfe in ihrer gewalttätigen und sexuell belästigten Frauen. Lara betört Frauen und Mädchen ab 14 Jahren, auch unabhängig davon, ob der Vorfall zur Anzeige gebracht wird oder nicht. Seit Herbst 2016 gibt es zwei Beratungen, die sich um Geflüchtete kümmern.

Sie haben von Oktober bis Dezember vergangenen Jahres 190 Frauen in Unterkünften beraten, die alle Opfer von Gewalt wurden. „Drei Viertel

davon waren Fälle von sexualisierter Gewalt“, sagt die Sozialarbeiterin Elnaz Farahbakhsh. Ihre Kollegin von der Berliner Initiative gegen Gewalt an Frauen (BIG) hat, seitdem sie ihre Arbeit im November vergangenen Jahres aufnahm, 84 Beratungen durchgeführt. Lara B. sagt: „Das ist ungewöhnlich viel.“

Auch Sally saß im vergangenen Jahr auf dem blauen Sofa der Beratungsstelle. Ihr gegenüber in einem geräumigen Zimmer in einem Bewohnersiedlung in der Frau, die sie sich vertrauen möchte, auf dem Tisch ein Glas Wasser und eine Packung Tissschutzhülle. Die Frau drängt nicht, sie lädt Sally erst einmal ein, anzukommen, kurz durchzuatmen. Wie viele Frauen, die Gewalt erlebt haben, wählt Sally ihren Platz so, dass sie die Tür im Blick hat. Sie trinkt einen Schluck aus dem Glas. Dann fängt sie an, leise und auf Englisch.

Vor diesem Besuch bei Lara B. sagt Sally schon bei der Polizei und bei einem Arzt. Zweimal wurde ihr gesagt, dass man ihr nicht helfen könne. Dreimal hat sie deshalb versucht, sich mit Schlafmitteln das Leben zu nehmen, weil sie so verzweifelt war. „Es vor alles so unfair“, sagt sie später. „Mir war etwas Schlimmes passiert, ich habe aber keinen Therapieplatz gefunden. Ich wusste nicht, wer mir helfen kann.“

Sally geht und spricht wie ein Mensch, der immer auf der Hut ist. Leise und vorsichtig, aber mit feiner Stimme und ohne inneren Zwang. Sie fragt immer, bevor sie flucht. Ihre arabischen Nudelnrechte kocht sie mit großen Mengen Knoblauch und lässt sie kalt werden, während sie in aller Seelenruhe Teller und Besteck auf Tisch verteilt. Meistens sitzt er abends auf ihrem Bett, schaut die Sterne an, die sie an ihrer Decke gelblich hat und die den kleinen Raum erleuchten. Dann schreibt sie ihren Freunden auf Facebook Nachrichten, garniert mit abwertigen Emoticons, und hört sich seinen Pop.

Es war der 27. September 2016, als sie in ihrem Bett lag und alle Tabletten schluckte, die sie angeordnet hatte. Sie wollte da schon in einer WG, ihr Zimmer mit nur einem Fenster befand sich an Ende einer steilen Treppe. An jenem Tag war es dort wie in einer dunklen Höhle, die sie eingeangt. Auf dem Teppich verstreut lagen leere Packungen von starken Schmerz- und Schlafmitteln, die ihr verschiedene Ärzte wegen ihrer Panikattacken verschrieben hatten. Als ihre Mitbewohner sie fanden, reagierte Sally schon nicht mehr. Sie riefen den Rettungswagen.

Drei Tage später liegt sie in einem Bett der psychiatrischen Notaufnahme des Vivantes-Klinikums in Neukölln. Ihr Haar orange, die Hemdfarbe hat auf das weiße Kopfkissen abgefärbt. Sie sieht unendlich müde aus. Auf dem Bett sitzt ein großes Pflöschchen, das von ihrer Mitbewohnerin in der Nacht mitgegeben haben. Sie drückt es fest an sich. Sally kommt aus Damaskus, ist 20 Jahre alt. Ihre Haarfarbe wechselt jeden Monat. Eine Familie hat sie nicht mehr gesehen, seitdem sie Syrien verlassen hat. Für ihre Eltern war es ein Problem, dass sie nicht glücklich ist. Geflüchtete ist Sally aber, weil sie als bisexuelle Frau in Syrien nicht sicher war.

Weil sie alleine nach Deutschland kam, hat sie niemanden, der sie unterstützt. Sie sagt noch heute: „Ich habe das Gefühl, das ich nicht existiere.“ Besonders an ihren ersten Abenden in den Notunterkünften ist es schlimm, sie bekommt Panikattacken. Kann sich nicht mehr bewegen, kann nicht sprechen. Es ist, als ob sie eingefrieren, erstarrt wie eine Puppe.

Dabei kennt sie sich eigentlich als fröhlichen Menschen, probiert gerne Neues aus, ist mutig. Als eine Bekannte sie vor der Überfahrt von der Türkei nach Griechenland in sich löst, führt sie alleine los. Doch das Schlauchboot kentert, sie steht „Todesängste“ aus. Auf sich allein gestellt, fühlt sie sich verloren. Fürchtet sich vor Wasser, vor Dunkelheit. In Berlin, wo die Angst ein Ende haben sollte, zeigt sie Symptome einer traumatischen Belastungsstörung. Da kommen die Panikattacken irgendwann jeden Tag.

Männer um sie herum merken, wie verletzlich sie ist. Nutzen es aus, um sie zu berühren, sie zu streicheln, gegen ihren Willen. Sally ist vor Angst wie geflüchtet, ist kaum bei sich, während fremde Männer sie betasteten. Frauen, die Gewalt erlebt haben, sind „traumatisiert“, sagt Elnaz Farahbakhsh, „die haben Flashbacks oder Panikattacken.“ Es bedeutet, dass sexuelle Übergriffe, die sie an frühere Ohnmachtserfahrungen erinnern, sie komplett zurückwerfen und paralyisieren.

Auch Sally will raus aus dem Heim, egal wie. „Alles war nur noch scheiße“, sagt sie. Sally erzählt von einem Abend in der Notunterkunft im Diercke-Strasse, an dem sie in einer Toilettenkabine sitzt und in ihrem Tagebuch schreibt. Ein Sicherheitsmitarbeiter kommt erst in den Waschraum und schaut dann über die Kabinentrennwand, was sie dort treibt. Es gibt keinen Ort, an dem sie alleine, an dem sie sicher ist.

In vielen Unterkünften, dann mit einzelnen Zimmern, haben die Security-Mitarbeiter Generalerschlüssel. Aus Brandschutzgründen. Doch sie schließen Türen auch dann auf, wenn es explizit nicht brennt.

Die Berliner Wissenschaftlerin Niveldita Prasad kritisiert diesen Zustand. Sie lehnt an der Alice-Salomon-Hochschule und forscht zu menschenrechtlichen Aspekten sozialer Arbeit mit Geflüchteten. Prasad erzählt von einem Fall, in dem ein Security-Mitarbeiter in einem Heim der damaligen Betreiberfirma Pewobe das Zimmer einer Frau betrat, die nur in ein Handtuch gewickelt war. Der Mann hatte zwar geklopft, die Frau hat aber nicht gehört. „Da muss ich mich kopfkuchtergerin sein, um nicht zu reagieren.“ Prasad.

Privatsphäre gibt es für viele geflüchtete Frauen nicht. Besonders zeigt sich das während der Sanitärangänge. Alle Frauen, mit denen wir gesprochen haben, fürchten sich vor dem Toilettengang. Zina, 49, eine Bewohnerin der Notunterkunft Tempelhof sagt: „Ich habe oft starke Schmerzen, weil ich nachts nicht auf die Toilette gehen will. Ich fürchte mich, dass ich in den Anden bin.“ Zina möchte zu gehen oder sich für die Dauer ihrer Abwesenheit im Zimmer einzuschließen. Manchmal liegen die Toiletten auch außerhalb des Heims.



„Wir können in Not- und Gemeinschaftserkennungen von einer sehr, sehr hohen Dunkelziffer sexualmutilierter Übergriffe ausgehen“, sagt Claudia Kruse. Die Therapeutin des Zentrums für Oberkiefermisch, das Problem sei „nicht neu, es hat sich durch die Notunterkünfte nur verschärft“. Die Frauen berichten in der Therapie von unstillbaren Berührungen, von Männern, die in ihrer Gegenwart anzügliche Geräusche machen, die sie angösten oder ihnen nachschauen.

In der Notunterkunft Güterstraße in Friedrichshagen spitzte sich die Situation vor einem Jahr zu. Der Verein Friedrichshagen Hilft, der dort aktiv war, wandte sich am 10. März 2016 schriftlich an das LAF, um eine Vielzahl von Missständen zu beklagen. Unter anderem heißt es in dem Schreiben, dass weibliche Bewohnerinnen wegen ihres Kopflichter angegangen wurden. In einem Fall sei der Heimleiter gar handgreiflich gegen eine Frau geworden, indem er ihnen ihre Kopfbedeckung habe heruntergerissen wollen. Des Weiteren seien an einem Abend die an den Betten von Frauen als Sichtschutz aufgehängten Tücher entfernt worden. Eine Bewohnerin soll sich unter Tränen an eine Helferin gewandt und um Hilfe gebeten haben wegen anhaltender Verbalattacken. Zusammenfassend heißt es, die Bewohnerinnen hätten sich „häufig massiv belästigt“ gefühlt.

In der Folge fanden zwar Kontrollen der Notunterkunft statt, doch diese sollen Verursacherin Thomas Barthel zufolge mehr oder weniger angeklagt gewesen sein. Der untrübnere Heimleiter ließ sich von Bewohnerinnen per Unterschrift bestätigen, dass sie zufrieden mit ihm seien. Der Helferverein glaubt, dass diese Unterschriften durch Drohungen erzwungen wurden, indem man die Betroffenen glauben machte, sie würden der Turnhalle verwiesen und in die Tempelhofen-Hangars geschickt. Belege gibt es dafür nicht.

Im Herbst 2016 schickt eine Ärztin, die ebenfalls in der Güterstraße aktiv ist, Alarm. Nachdem ihr eine Sozialarbeiterin berichtet hat, dass Personal sich mit Mädchen in den Schiederrückgangern der Turnhalle eingeschlossen habe, meldet sie den Fall dem Referat für Qualitätsmanagement des LAF. Sie sagt heute darüber: „Was genau da drinnen passiert, ist kann niemand sagen, weil man es einfach nicht weiß.“ Versuche, eine der Betroffenen aufzufinden zu machen, blieben erfolglos.

Auch die Mitarbeiterin von Friedrichshagen Hilft verfasste im Oktober 2016 ein erstes Beschwerdeschreiben an das LAF. Darumhinauf wird die Behörde aktiv, scheinbar auch den Beschwerden über den Umgang mit Helfern und Bewohnerinnen Glauben. Es gibt ein Mediationsgespräch. Kurz darauf wird der Heimleiter entlassen, Friedrichshagen Hilft übernimmt noch die Leitung der Unterkunft, dann wird sie geräumt. Den betroffenen Frauen wurden nach eigenen Angaben keine Beratungsangebote vermittelt. Auch gab es seitens des LAF keine Bestrebungen, zu klären, wie viele Frauen in der Unterkunft belästigt wurden. Was das LAF dokumentiert: „Ausgang hinsichtlich einer sexuellen Belästigung durch einen Beschäftigten ist mangelhaft.“ Zugleich heißt es: „Nicht hinreichend belegt“, erklärt es „respektive wurden sogar im Gespräch mit einem vermeintlichen Opfer zurückgeköpft.“

Auch eineinhalb Jahre nach dem chaotischen Sommer 2015 hängt deshalb noch immer das meiste vom Willen und Können des Betrachers ab. Die wenigsten Unterkünfte haben ein Gewalt-schutzkonzept, obwohl das Entwickeln eines solchen mittlerweile vertraglich festgeschrieben ist. „Beratungen untergebrachter Frauen zu Schutzangeboten vor häuslicher und sexueller Gewalt sowie zum Thema Gleichberechtigung der Geschlechter“ sind Bestandteil von Masterverträgen.

Doch wie genau die Einhaltung dieser Leistungen kontrolliert wird, ist nicht klar, genauso wenig, wie die Sanktionen aussähen. Und es fehlt noch an etwas viel Wichtigerem. „Ich glaube, in erster Linie ist die Unterbrechung das Problem. Geflüchtete Frauen brauchen eben viel mehr Begleitung“, sagt Elina Farabakhsh bei LAF. In vielen Unterkünften aber sind besonders am Wochenende nicht genügend Mitarbeiter und noch wenige Mitarbeiterinnen vor Ort. Außerdem sind die meisten von ihnen nicht ausreichend geschult, um auf Vorfälle sexualisierter oder häuslicher Gewalt zu reagieren oder sie überhaupt zu erkennen.

Eine ehrenamtliche Helferin in einer Notunterkunft des Deutschen Roten Kreuzes schreibt: „Sexualisierte Gewalt wird meiner Erfahrung nach vonseiten der BetreiberInnen nicht thematisiert. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass engagierte Mitarbeiterinnen, die die Situation von Frauen verbessern wollen, von der Leitung sogar ausgeblendet werden. Ich vermute, die Leitung möchte so Missstände in den Unterkünften verschleiern.“

Diesem Eindruck teilen auch andere Helfer, mit denen wir gesprochen haben. Statt Aufklärung zu betreiben, versuchen einige Betreiber Sozialarbeiter einen Mankobr: Bezüge und das LAF verschonen, problematische Unterkünfte eher schnell zu schließen, als Übergriffe oder permanente sexuelle Belästigung gegenüber Bewohnerinnen – wie im Fall der Notunterkunft Güterstraße – aufzuarbeiten. Betroffene Frauen geben an, nicht an Beratungsstellen weitervermittelt worden zu sein. Auch für Sally ist die größte Hilfe, Hilfe zu finden. Als sie es in der Unterkunft nicht mehr aushält, sucht sie in einer WhatsApp-Gruppe Tater, die von Syrerin wie ihr selbst gemacht wird. Ein junger Mann in Hamburg erzählt ihr von einer Frau, die Geflüchtete bei deutschen Familien unterbringt. Am 16. Januar 2016 sei sie eine Fahrkarte für den Fernbus nach Hamburg. Noch bevor sie am Bushaltestand eintrifft, schreibt ihr der Syrer, dass die Frau, die ihr helfen wolle, gerade in Frankreich sei. Aber sie könnte so lange bei ihm unterkommen.

In seiner Wohnung versucht er sich ihr immer wieder zu nähern. Er fasst sie an, sie zieht sich in ein anderes Zimmer zurück. Er versucht es wieder. Sie bekommt Angst, und wie immer, wenn sie Angst bekommt, wird sie ganz star. Sie denkt: Ich weiß nicht, wie ich wieder nach Berlin komme, es ist Nacht, ich warte einfach, bis sie vorbeikommt. Aber es bleibt nicht bei Berührungen. Am Morgen verabschiedet er sich. Dann sagt er ihr, wie sie zum Bahnhof kommen, und setzt sie vor die Tür.

Zurück in Berlin merkt erst niemand, dass ihr etwas zugefallen ist. Für eine Nacht kommt sie bei Bekannten unter, die ihr einreden, dass alles ihre Schuld sei. Erst nach zwei Tagen ermutigt eine deutsche Freundin sie, ins Krankenhaus zu gehen, doch dort schlämt man sie zur Polizei. Da mit ist Sally eine der wenigen Frauen, die eine Verewaltung eingeleitet. Heute sagt sie: „Ich wünschte, ich hätte es nicht getan.“

Sally fühlt sich von den Beamten nicht ernst genommen. Die Fragen sie immer wieder, warum sie sich nicht gewehrt oder die Wohnung verlassen habe. Sie sagt, sie habe sich nicht bewegen können, sei wieder wie eingefroren gewesen, habe nicht gewagt, was sie hätte hingeben sollen. In einer fremden Stadt, in einem fremden Land, wo sie doch die Sprache nicht versteht. Die Polizisten schicken sie nicht weiter zu einer Beratungsstelle, sondern zurück nach Tempelhof.

Wieder ist es die engagierte Fremdenhelferin, die sich mit ihr hilfsuchend an Lara wendet. Eine Anwältin, die ihr durch Lara vermittelt wird, sieht wenig Aussicht auf eine erfolgreiche Klage, der Fall wird geschlossen. Doch für Sally ist nicht geschlossen und nichts vorbei – ihrer Freundin vermittelt ihr eine Bebe im SOS-Kinderdorf in Mosbi. Dort ist sie sicher, aber ganz allein. Sie hat jetzt, wie sie bei einem Treffen in jener Zeit erzählt, jede Nacht Albträume. Das Schlimmste für sie: „Ich habe ingedant wann selbst gelagbt, dass ich daran schuld bin. Die wollen eine Frau mit vielen kleinen Flecken sehen, eine, die sich gewehrt hat, die festgebunden wurde – sonst ist es keine Vergewaltigung.“ Dabei ist sich Sally sicher: „Was es in Tempelhof nicht so unermüglig gewesen, wäre sie niemals nach Hamburg gefahren und vergewaltigt worden.“

Doch es sind nicht nur fremde Männer, die für die Frauen gefährlich werden. Auch der eigene Partner wird nach einer Flucht oft gewalttätiger. „Viele Frauen haben schon vorher häusliche Gewalt erfahren, aber für alle ist es durch die Flucht schlimmer geworden“, sagt Sarah Trentsch von BKJ. So auch bei Bahar Abdallah, die im Januar 2015 aus Syrien nach Berlin kam und in Wirklichkeit unter einem anderen Namen in Deutschland lebt. In den 17 Jahren, die sie mit ihrem Mann verheiratet war, hatte er sie immer wieder belästigt. Doch so schlimm wie jetzt in Deutschland war es noch nie.

Eines Abends wollen Bahar, ihr Mann und die drei gemeinsamen Kinder zu einer Hochzeit. Bahar schminkt sich, zieht sich an. Sie ist eine Frau, die Jeans trägt und gerne ihren eigenen Haaraalon eröffnen würde. Ihr Mann macht abfällige Bemerkungen, sagt, sie sehe aus wie eine Prostituierte. Bahar bleibt ruhig – sie will nicht streiten, keinen Skandal unter den Augen der anderen Heimeusercher verursachen. Als sie von der Hochzeit zurückkehrt, prügelt ihr Mann auf sie ein. „Er hat mich überall geschlagen“, sagt die 30-Jährige. „Auch in den Nacken. Ich bin auf den Boden gefallen.“ Dann kommen Security-Mitarbeiter ins Zimmer und bringen den Mann weg.

Sieht man Security-Mitarbeiter im Zimmer oder regelmäßig. Immer wieder droht er, Bahar umzubringen. Die Versuchung, ihm am Weg zu gehen. Ohne die Begleitung von Security-Kritiken

kann er sie nicht mehr besuchen. „Aber er ist immer noch sehr nah.“

Ihre neunjährige Tochter sagt, dass sie sich im Zimmer einsperren soll. Denn auch wir den anderen Männern in der Unterkunft hat Bahar Angst. Anders Angst geht so weit, dass sie ihren Namen nicht in der Zeitung lesen will. Während eines Treffens in einer Cafée am Kurt-Schumacher-Platz sagt sie immer wieder: „Ich habe Angst um meine Kinder.“

Auch wenn ein Vorfall von häuslicher Gewalt der Heilmittel bekannter und der Mann der Unterkunft verwiesen wird, bleibt der Partner häufig im unmittelbaren Lebensfeld der Frau. Um ihn dessen zu verwiesen, bräuchte es ein richtiges Gewalt-schutzkonzept. „Eines, das parteilich für die Frauen ist“, sagt Forscherin Prasad. Sie weist von Füllen, in denen der Täter mit Security-Mitarbeiter befreundet war, sein Hausverbot wurde der Security nicht mitgeteilt, am Wochenende war kein weiteres Personal da. „Da kam der Mann wieder in die Unterkunft und hat die Frau vergewaltigt.“

Bahar ist nicht geschieden. Frauen wie sie sind in einer Zwangslage, dass sie wissen nicht, was im Falle einer Anzeige oder Scheidung mit ihnen passiert. Zu groß ist die Sorge, abgesprochen zu werden, wenn der Asylgrund beim Ehemann liegt. Zu stark der emotionale Druck, dafür verantwortlich zu sein, dass der eigene Partner oder Vater der Kinder womöglich in ein Kriegsgebiet zurückgeschickt wird.

„Die Frauen denken: Wir haben doch zusammen den Asylgrund gestellt – wenn ich ihm wegen Gewalt verlassne, muss er zurück“, erklärt Prasad. In vielen Fällen ist das eine Fehleinschätzung. Nach Syrien wird zurzeit niemand abgeschoben, im Unterschied etwa zu Afghanistan. Trotzdem geht die Angst vor außenrechtlichen Konsequenzen so weit, dass geflüchtete Frauen sich niemandem anvertrauen: keiner Beratungsstelle, keiner Vertrauensperson, keiner Anwältin. Das macht es für geflüchtete Frauen umso wichtiger, die eigene außerrechtlichen und familienrechtlichen Situation in einem Beratungsgespräch klar zu machen. Nur mit dem Wissen um ihre eigenen Rechte fühlen sie sich ausreichend gestützt, um aus Gewaltbeziehungen auszubrechen, Täter zu benennen und Schutz einzufordern. Es ist wichtig, die Akten und Sozialleistungen schnell zu trennen, so Lara-Beraterin Eliaz Farabakhsh. „Das muss gleich in den ersten Wochen passieren, da es ein riesiger behördlicher Akt ist.“

Doch auch freiwillige Helfer und Ehrenamtliche wissen oft nicht genug über die rechtliche Situation der Geflüchteten, wie uns verschiedene Freiwillige berichten. Das wird unter anderem daran, dass Gewaltschutz und Asylrecht in der Praxis nicht ausreichend verknüpft sind. In Berlin gibt es Anwälte, die sich in Sachen Gewaltschutz auskennen, und solche, die sich auf Asylrecht spezialisiert haben. Nur wenige sind in beiden Themengebieten erfahren.

Berliner Frauenberaterrinnen sind sich einig: Es bräuchte mehr Unterkünfte, die ausschließlich für Frauen da sind, besser noch abschließbare Wohneinheiten mit eigenem Bad. Zusätzlich fordert Prasad ein verbessertes Beschwerdesystem. Unabhängig müsste es sein, leicht zu kontaktieren und bekannt machen in der Wohnungsinnen. Die Ombudsperson sollte eine Frau sein und der Beschwerdevorgang transparent gemacht werden. Die Briefkästen selbst müssten allerdings sich geschützt und außerhalb der Unterkunft gewahrt sein – sonst fürchten Bewohner, von anderen beim Einwurf beobachtet zu werden. Bei Testflügen, bei denen sich Bewohner auch über WhatsApp melden konnten, beschwerten sich in kurzer Zeit viele Menschen über Heimleitung und Security.

Wer aber eine Rolle als Beschwerdeführerin einnehmen geworden hätte, wenn es eine unabhängige Person gewesen wäre, der sie hätte vertrauen können. „Aber in dem ersten Heim von den dreien, in denen ich war, gab es nicht einmal Sozialarbeiterinnen und nur eine andere Frau.“

Es in einer Frau wie ihr bereits etwas zugestoben, egal ob in der Unterkunft oder auf der Flucht, benötigt sie dringende psychologische Betreuung – doch erhält sie die viel zu selten. Die Psychiaterin Meryem Schouler-Okak hat in einer Ende März erschienenen, repräsentativen Befragung der Berliner Charité herausgefunden, dass mehr als jede zweite geflüchtete Frau in Deutschland Selbstmordgedanken hat. Weniger als jede Zehnte hat die Möglichkeit, mit einem Psychologen oder Therapeuten zu sprechen. Vielen fehlt medizinische Unterstützung.

Auch Sally hatte Probleme, eine passende Therapie zu finden. Erst nach dem dritten Sozialversicherungswort wurde es endlich zu einem niedergelassenen Arzt vermittelt, bei dem sie sich wofflässt. Vier Uhr an einem Märztag in der Sporthalle am Marienplatz in Kreuzberg. Draußen wird es dunkel, drinnen ziehen Rollschuhfahrerinnen von Bear City Roller Derby ihre Bahnen. Es läuft ein Lied von Beyoncé: „Wer regiert die Welt“, fragt der Text. „Mädchen?“ Die meisten fahren schnell, geben Fahren in die Höhe, über Kleckern und Drehungen. Nur eine fährt ganz langsam, sie trägt Leggings und einen Tüllrock.

Sally muss erst sicher auf den aus Rollen stehen können, bevor sie Spiel betreiben darf. Jede Woche trainiert sie hier, gemeinsam mit einer Mitbewohnerin. Seit ein paar Monaten hat sie subaktiven Schutz, lebt in einer WG in Berlin und trägt ihr Haar alle zwei Wochen schneiden. Sie nimmt Antidepressiva, es geht ihr besser. Nur am Abend, da kommen sie noch oft, die Erinnerungen und das Gefühl, nichts wert zu sein. Deshalb geht sie in die Halle. Und drei Stunden, bis ihr Gesicht rot glüht. Alle zehn Meter fällt sie hin, auf ihre Rauscheimer, atmet schwer, ruppelt sich hoch und fährt weiter.

—Mitarbeiter: Inanna Alussat. Diese Recherche wurde unterstützt durch ein Stipendium von netzwerk-recherche.